

Rolf Schreiter

### **Leitlinien missionarischen Handelns**

- Referat auf dem Pfarrkonvent Reinickendorf am 7. 5. 2003

Die „Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation“ sind von unserer Landes-synode im November 2000 beschlossen worden. Dazu gab es auf unserer vorletzten Kreis-synode den TOP 8 „Auf dem Weg zum missionarischen Handeln“ sowie eine ausführliche von Schwester Dierks eingeleitete Diskussion auf dem Pfarrkonvent. Das ist ja eine Menge Einsatz gewesen, aber es ist, soweit ich das erkennen kann, wenig herausgekommen. Eine der Ursachen dafür scheint mir darin zu liegen, dass wir eine gewisse Veränderungsresistenz entwickelt haben – vielleicht als Überlebensstrategie. Die zweite Ursache liegt aber in den Leitlinien – sie gehen von ungeeigneten Definitionen aus, und sie nehmen sich viel zu viel vor. (Sie haben vielleicht auch die Beobachtung gemacht, dass die Leitsätze selbst besser sind als die Leitlinien. Der Praxisbezug steht aber nun mal in den Leitlinien, und ich werde mich auf sie konzentrieren.)

Zunächst habe ich vor, mit einem engeren Missionsbegriff die Leitlinien auf praktische Vorschläge hin durchzukämmen.

Beginnen will ich mit ein paar Definitionen. Ich erinnere daran: Eine Definition ist nicht wahr oder falsch, sondern sie ist sinnvoll oder nicht sinnvoll. Widerlegt wird eine Definition auch nicht durch ein Gegenargument, sondern nur durch eine bessere Definition. Das Kriterium, das ich zur Beurteilung meiner Definitionen vorschlage, lautet: Sind sie geeignet, uns missionarisch in Bewegung zu setzen?

Zunächst möchte ich den Begriff „Mission“ definieren und dabei von Matthäus 28, 19f ausgehen. Da heißt es: „Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker, taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Der Auftrag enthält zusätzlich zur Mission weitere Schritte, nämlich Taufe und Lehre. Sie gehören nicht mehr der Mission, sondern zum Gemeindeaufbau. Mission ist nicht nur aufzählungsmäßig, sondern auch sachlich der erste Schritt.

**Definition: Mission ist Jesu Auftrag an Christen, Menschen zu Jüngern zu machen.**

Die Frage, was ein Christ ist, die wollte ich ursprünglich offen lassen. Den Leitlinien liegt aber unausgesprochen eine schlechte Definition zu Grunde: Ein Christ ist ein getauftes Kirchenmitglied, das in der Gemeinde mitarbeitet. Mir erscheint das zu eng, und ich schlage Ihnen vor:

**Definition: Ein Christ ist jeder, der es von, sich sagt.**

Da ich mein Referat in einem Pfarrkonvent halte, möchte ich erläuternd hinzufügen, dass wir als Christen Missionare sind und nicht als Pfarrer. Dass wir Pfarrer sind, bedeutet für unsere Mission eine gewisse Erleichterung, die darin liegt, dass wir in der Regel unser Christsein nicht erst erklären müssen.

Dass die Leitlinien in ihrer jetzigen Gestalt wenig dazu beitragen werden, die Kirche missionarisch in Bewegung zu setzen, liegt m.E. an dem viel zu weit gefassten Missionsbegriff. Die Leitlinien haben in diesen Begriff u.a. Diakonie, Prophetie und Lehre mit einbezogen. Das Thema wird dadurch so riesig, dass man nicht mehr weiß, wo man anfangen soll, und hinter der Überfülle werden die Mängel nicht mehr sichtbar.

Zum ändern: Wenn wir Mission im engeren Sinn des Missionsbefehls als die Aufgabe der Christen ansehen, Menschen zu Jüngern zu machen, dann erkennen wir, dass unsere missionarische Motivation mit der Motivation zu anderen kirchlichen Lebensäußerungen nicht zusammenpasst.

Was bewegt uns denn zur Mission? Für den einzelnen Christen und auch für eine Gemeinde ist der Neue zunächst doch eher eine Störung als eine Bereicherung. Vielleicht braucht er gerade uns, und wir müssen uns in Bewegung setzen. Vielleicht hält er uns davon ab, uns mit Leuten auszutauschen, die wir schon immer gekannt und gemocht haben. Vielleicht erwartet er als Gast von uns, dass er in unseren Räumen rauchen darf. Vielleicht fühlen wir uns auch durch seine Fragen selbst in Frage gestellt. All diese Probleme wirken sich negativ auf unsere missionarische Motivation aus.

Auf der anderen Seite wissen wir, dass unser Glauben die Gemeinschaft braucht, d.h. für unseren eigenen Glauben brauchen wir den Nachwuchs. Wir haben also ein durchaus eigennütziges Motiv, wenn wir uns um den Neuen kümmern. Missionarische Impulse werden von uns nur ausgehen, wenn der Vorteil, den jeder Neue für uns bedeutet, uns stärker erscheint als die Mühe, die der Neue uns macht.

Wir sollten uns dieses eigennützige Motiv bei unserer Mission eingestehen. Wenn wir aber an Diakonie oder an Prophetie als Bereiche kirchlichen Handelns denken, dann ist völlig klar, dass sie uneigennützig sein müssen. Sie mögen missionarische Wirkung haben, aber eine missionarische Absicht würde ihre geistliche Basis zerstören. Deshalb haben Diakonie und Prophetie nichts in Leitlinien zur Mission verloren. (Nur ergänzend möchte ich erwähnen, dass es natürlich bei allen kirchlichen Lebensäußerungen einen indirekten Eigennutz gibt, weil ein Mensch glücklicher ist, wenn er seine Bestimmung erkennt und danach lebt, als wenn er gegen seine Bestimmung lebt, egal, ob er sie kennt oder nicht. Aber dieser indirekte Eigennutz ist etwas anderes als der direkte bei der Mission und funktioniert wahrscheinlich am besten, wenn er unbewusst bleibt.)

Mit meiner engeren Definition von „Mission“ habe ich unser Thema erheblich eingeschränkt, aber es zugleich zurückgeführt auf jenen Bereich, in dem kirchliches Handeln die meisten Defizite hat.

Ein wesentliches Problem von Mission ist nun die Tatsache, dass sie in unserer Definition von Kirche nicht vorkommt. Unter der Überschrift „Worum es geht“ zitieren die Leitlinien Apg. 4, 20: „Wir können es nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.“ Daraus folgt für die Leitlinien: „Christliche Existenz ist immer auch missionarische Existenz – Mission ist ein Herzstück des kirchlichen Lebens.“ In der 1. Leitlinie wird allerdings bedauert, dass die evangelische Kirche diese Aufgabe in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt hat und darin an ihrem Herrn schuldig geworden ist. Merken Sie – da ist eine Verschiebung eingetreten, und an dieser Verschiebung kranken die Leitlinien alle: Aus einem „Herzstück“ ist eine „Aufgabe“ geworden. Wenn bei uns Apg. 4 gelten würde, dann bräuchten wir keine Leitlinien – die würden bloß stören. Wenn Mission tatsächlich ein Herzstück kirchlichen Lebens ist und unsere Kirche feststellt, dass sie nicht missionarisch ist, dann folgt daraus, dass unsere Landeskirche keine Kirche ist, und nicht nur, dass sie eine Aufgabe schlecht erledigt hat.

Tatsächlich hat sich unsere Kirche in ihrer Grundordnung selbst definiert ohne das Kriterium der Mission. Ich zitiere aus dem Vorspruch: „Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg steht in der Einheit der einen, heiligen, christlichen. Kirche, die überall da ist, wo das Wort Gottes unverfälscht verkündigt wird und die Sakramente gemäß dem Auftrag Jesu Christi gereicht werden.“ Der Wortlaut stammt aus dem Augsburgischen Bekenntnis Artikel 7 – nur geht es dort gar nicht um eine Kirchendefinition, sondern um die Feststellung, was zur Einheit der Kirche notwendig ist und was nicht. Unsere Grundordnung hat, ich nehme an, ohne den logischen Fehler zu bemerken, aus einer notwendigen Bedingung eine hinreichende Bedingung gemacht. Noch schlimmer ist die Leuenberger Konkordie, die hat das Problem nämlich erkannt und einfach Verkündigung und Sakramente für „notwendig und ausreichend“ erklärt. Ich möchte – nicht gegen das Augsburgische Bekenntnis, das ist in Ordnung – aber gegen unsere Grundordnung und gegen die Leuenberger Konkordie behaupten, dass es eine hinreichende Bedingung für Kirche überhaupt nicht gibt. Die hätte mit dem Heiligen Geist zu

tun, aber der passt in keine Definition. (Der heilige Geist braucht auch kein ordiniertes Amt, das jedoch bei uns für Wort und Sakrament vorausgesetzt ist.) Aber wenn es auch keine hinreichende Bedingung für Kirche gibt, so gibt es doch notwendige Bedingungen, und zwar mehr als zwei. Eine dieser zusätzlichen notwendigen Bedingungen ist die Mission, und „notwendig“ bedeutet in diesem Zusammenhang: Ohne Mission keine Kirche!

Als Beispiel für Mission möchte ich nun eine „Glaubensfrage“ darstellen, die 1992 in Reini-ckendorf diskutiert worden ist. Der Kreiskirchenrat hielt damals die Einführung von Computern in Gemeindebüros für wünschenswert und war bereit, dafür Zuschüsse zu bezahlen. Damals gab es bei der Firma Apple ein leicht erlernbares Arbeitssystem, vergleichbar mit Windows, während es Windows von Microsoft noch nicht gab. Dafür war Microsoft sehr viel weiter verbreitet, sodass der Austausch von Dokumenten sehr viel einfacher war. Mehr habe ich damals von der Auseinandersetzung nicht verstanden und unser GKR auch nicht. Aber jeder Älteste kannte schon einen Computerexperten, und wir hatten über diese Frage eine hitzige Glaubensdiskussion. Der Grund ist klar: Sowohl in der Apple-Gemeinde als auch in der Microsoft-Gemeinde war es eine Herzensangelegenheit, dass die jeweilige Computer-Gemeinde sich vergrößerte und es mehr Menschen gab, mit denen man in Austausch treten konnte. In unserer Diskussion damals kamen Emotionen hoch, die wir nie erlebt hätten, wenn es um eine unmittelbar religiöse Frage gegangen wäre. Ich glaube auch zu wissen, warum. Verglichen mit dieser sehr praktischen Computerfrage sind unsere religiösen Fragen oft viel zu theoretisch – sie beschäftigen den Verstand und nicht die Seele, oder, anders ausgedrückt: Sie sind theologisch hochgestochen und gefühlsmäßig steril.

Ich zitiere aus der 1. Leitlinie: Unter der Überschrift „Mission als Gespräch“ heißt es da: „Der Respekt vor den Überzeugungen der anderen verbindet sich mit der Suche nach verbindender und verbindlicher Wahrheit. Als Christen bringen wir in dieses Gespräch die Gewissheit ein, dass Gottes Gnade in Christus unser entscheidender Halt ist im Leben – und auch im Sterben. Diese Gewissheit wollen wir weitergeben.“

Nun frage ich Sie: Wenn Mission ein Gespräch sein soll und wir haben unsere Gewissheit schon derartig steil definiert, worüber wollen wir dann eigentlich das Gespräch noch führen?

Eine zweite Frage: Ist uns diese Definition wirklich eine Herzensangelegenheit oder nicht doch eher ein gelernter Katechismussatz? – Nur am Rande möchte ich bemerken, dass die Formulierung tatsächlich aus dem Heidelberger Katechismus stammt. Von unseren Gemeindegliedern weiß das kein Mensch, und wenn einer von uns Theologen das gemerkt hat, war es wohl auch eher Zufall.

Drittens: Können wir uns dieser Gewissheit in unserem eigenen Leben und Sterben wirklich sicher sein, oder – ich ziehe jetzt noch einmal den Vergleich mit dem Computer heran – müssen wir nicht damit rechnen, dass uns dieses Programm mehr oder weniger regelmäßig abstürzt, besonders, wenn es darauf ankommt?

Wenn Mission ein echtes Gespräch sein soll, dann sollten wir nicht davon ausgehen, als hätten wir eine Wahrheit als Besitz. Unsere Mission beruht nicht auf einer Lehre, sondern auf der Begegnung mit Gott. Mission als Gespräch ist dann ein Austausch von Erfahrungen mit diesem Gott. Deshalb sagte ich vorhin: Wir Pfarrer sind als Christen Missionare und nicht als Theologen.

Zum Thema Austausch von Erfahrungen ein biblisches Beispiel: In seinem Buch „Evangelisation heute“ weist Hollenweger auf Apg. 10 hin. Da ließ der Hauptmann Cornelius Petrus holen, um ihn anzuhören. Petrus war durch eine Vision schon vorbereitet, dass er bei dieser Aktion eine Reihe seiner religiösen Grundsätze vergessen musste. Nicht vorbereitet war er, dass bei seiner Predigt auf die im Haus versammelten Heiden auf einmal der Heilige Geist fiel – unabhängig von Petrus. D.h.: Gott war schon da, wo Petrus ihn hinzubringen meinte. Und nun das Entscheidende: In dieser Situation hat Petrus eine Botschaft für sich und für seine Kirche erkannt, die mindestens ebenso wichtig war wie die Botschaft, die Petrus diesen Heiden mitgebracht hatte.

Daraus folgt für unsere Mission: Wir haben die Wahrheit gar nicht, und wenn der, der die Wahrheit ist, uns auch in unserem Gegenüber begegnet, dann ist es gut möglich, dass uns dieses Gegenüber ebenso viel zu sagen hat wie wir ihm. Mission enthält das Risiko, dass uns unsere eigenen religiösen Grundsätze in Frage gestellt werden, aber gleichzeitig die Chance, dass wir unserem Gott neu begegnen.

Wenn wir Mission so verstehen, wie ich es bisher entfaltet habe, können wir nun einige Leitlinien aussortieren, die zu unserem Thema nicht mehr viel beitragen.

Aussortieren möchte ich z.B. die 5. Leitlinie – Glaubenswissen weitergeben. Sie beschreibt die Weitergabe des Evangeliums an die nächste Generation. Die Voraussetzungen für diese Leitlinie stimmen nicht mehr. Erfahrungen mit dem Evangelium sind auch bei älteren Menschen stark im Schwinden. Man kann natürlich Glaubenswissen katechetisch weitergeben, aber das ist Lehre, also der dritte Schritt in Mt. 28,19f und keine Mission. Im Übrigen heißt es in dem zur Leitlinie dazugehörigen Leitsatz: „Wir geben weiter, was wir erfahren haben ...“ Aber gleichzeitig traut die Leitlinie der Weitergabe von Erfahrung nichts mehr zu und meint, die Familien stünden „der Aufgabe der religiösen Erziehung oft hilflos gegenüber ...“ Und dann wird Erfahrungsweitergabe durch Wissensvermittlung ersetzt. Wenn die Leitlinie von der Hilflosigkeit der Erzieher ausgeht und hofft, „auch die Erwachsenen in den Prozess der Weitergabe des Glaubenswissens einzubeziehen“ dann bedeutet das faktisch, dass Nicht-Christen Menschen zu Jüngern machen sollen.

Auch die 6. Leitlinie – Den Menschen beistehen – und die 12. – In der Gesellschaft wachsam präsent sein – gehören nicht zum Thema Mission. Sie lassen sich als Diakonie und als Prophetie beschreiben, zu deren Wesen es gehört, dass sie nicht primär missionarisch sein dürfen.

Leitlinie 10 – Der Kirche offene Strukturen geben – erscheint mir in der jetzigen Form zur Mission ungeeignet. Tatsächlich sind unsere kirchlichen Strukturen eher einengend als einladend. Das Strukturprinzip in unserer Kirche ist eine bis in die Einzelheiten festgelegte Ordnung. Das Gegenteil dazu wäre die in 1. Kor. 12 dargestellte Gemeinde, deren Strukturprinzip der Heilige Geist ist. Aber uns fehlt der Glaube, dass so eine Gemeinde funktionieren könnte. Wir werden also – vielleicht wegen unseres Kleinglaubens – unsere Ordnung nicht wirklich öffnen. Z.B. wird bei den praktischen Vorschlägen zu dieser Leitlinie die Lebensordnung zitiert: „Kirchliche Einrichtungen und Kirchengemeinden können – im Rahmen der kirchlichen Ordnung – mitarbeitenden Gästen bestimmte Rechte der Beratung und Mitwirkung einräumen.“ Hier besteht die größte Sorge nicht darin, wie man Leben in die Kirche bringt, sondern dass der Rahmen der Ordnung nicht verlassen wird.

Für denkbar halte ich, dass unsere ungezählten Bestimmungen auf ihre Notwendigkeit überprüft werden. Bei manchen Regeln, etwa bei denen über Abstimmungen, sind auch Änderungen denkbar, die dem Heiligen Geist eine bessere Chance der Mitwirkung geben könnten. Ein Missionsthema ist das allerdings nicht.

Aussortieren möchte ich auch die 11. Leitlinie – Kirchliche Berufe missionarisch profilieren. Hier wird wieder der dritte Schritt vor dem ersten getan. Wenn kirchliche Mitarbeiter bewusste Christen sind, dann wirken sie von allein missionarisch. Die „Sprachlehre des Glaubens“ muss nicht zur Grundausbildung kirchlicher Mitarbeiter gehören. Mir erzählen Vorschulkinder über ihren Glauben. Die sind auskunftsfähig, auch wenn sie keine Ahnung haben, was eine Sprachlehre ist. Wenn kirchliche Mitarbeiter über ihren Glauben nicht auskunftsfähig sind, dann muss man sie missionieren, anstatt ihnen eine missionarische Kompetenz einzustudieren zu versuchen, die sie nicht haben können.

In einem dritten Teil möchte ich nun mit Ihnen darüber nachdenken, wie die übrigen Leitlinien in Reinickendorf fruchtbar werden könnten, also die 1., die ich schon angerissen habe, die 2. bis 4. und die 7. bis 9. Lassen Sie mich einfach der Reihe nach vorgehen!

Die 2. Leitlinie wird unter der Überschrift "Die Auskunftsfähigkeit fördern" abgehandelt. „Gerade in einer säkularen Welt werden Christen herausgefordert, ihren Glauben zur Sprache zu bringen und anderen darüber Auskunft zu geben. Diese Auskunft erfolgt nicht nur durch Worte, sondern auch durch das gelebte Leben.“ Das Wort „säkular“ hat hier einen überraschend negativen Klang, und man sollte es einfach weglassen. Wenn Christen in der Welt ihren Glauben zur Sprache bringen sollen, dann sind zwei verschiedene Betonungen möglich: Den **Glauben** zur Sprache zu bringen – oder: den Glauben **zur Sprache** zu bringen. In der Leitlinie hat offensichtlich die Sprache eine wichtigere Funktion als der gelebte Glauben. Wenn der gelebte Glauben an die erste Stelle rücken würde und die Sprache an die zweite, dann wäre die Leitlinie gut brauchbar. In einem Gebetskreis habe ich den Satz aufgeschnappt: „Rede nicht über Gott, ohne gefragt zu sein; aber lebe so, dass man dich fragt.“ Und die Antworten, die dann kommen, die sollten unverfälscht und ohne künstliche Steigerung der Auskunftsfähigkeit kommen.

Weiter wird hier gesagt: „Zur Auskunftsfähigkeit gehört auch, dass wir sagen können, warum die Kirche als 'Gemeinschaft der Heiligen' wichtig ist. Der Vorstellung vom ‚Glauben ohne Kirche‘ wollen wir entgegentreten.“ Warum muss sich die Kirche in dieser Frage selbst verkaufen? Sie sollte die Inhalte der Mission den Missionaren überlassen.

Hilfreich finde ich von den praktischen Vorschlägen zur 2. Leitlinie persönliche Einladungen zu Glaubenskursen, Veröffentlichungen von persönlichen Glaubenszeugnissen aus der Region und auch von Prominenten.

Die 3. Leitlinie – Glauben und Leben zusammenbringen – enthält keine Probleme, auch nicht die praktischen Vorschläge – Besuch bzw. Begrüßungsbrief für Zugezogene, Diskussion über die missionarische Dimension des Gemeindeprogramms.

Die 4. Leitlinie fordert die Öffnung unserer Gottesdienste für alle Interessierten. Da ist viel zu tun, und an dieser Stelle sind auch Widerstände zu erwarten. Denn dann muss gelten: Der Fremde gibt die Tagesordnung vor – also weder das Gottesdienstbuch, wie es die 4. Leitlinie vorschlägt, noch die, die immer da sind. Wir hatten z.B. in Apostel-Andreas unter der Bezeichnung Kindergottesdienst Sonntag für Sonntag einen Familiengottesdienst. Wenn wir aber einen so genannten Hauptgottesdienst zum Familiengottesdienst gemacht haben, hatten wir immer die Sorge, ob die Kinder, also nicht einmal Fremde – aber dann natürlich auch mit ihren Liedern und mit ihren Themen – freundlich aufgenommen wurden. Da hat unsere alt-eingesessene Gemeinde uns Pfarrer und Mitarbeiter oft spürbar im Stich gelassen. Ähnliches geschieht bei Konfirmationen: Die Alt-Eingesessenen tun sich das nicht an, obwohl das bedeutet, dass die vielen Fremden in der Kirche sich noch unbehaglicher fühlen, als wenn sie Nachbarn hätten, die wissen, wie der Laden läuft. Mögliche Verbesserungen dieser Situation sehe ich darin, dass man eine Gemeinde liebevoll drängelt, sich doch wenigstens gelegentlich dem Ungewohnten nicht zu verschließen. Zum andern sollten Fremde im Gottesdienst immer ein gedrucktes Programm haben, das ihnen den Mitvollzug ermöglicht, auch wenn ihnen der Gottesdienst und das Zurechtfinden im Gesangbuch nicht vertraut ist. Natürlich sollte bei der Planung eines solchen Gottesdienstes die Mitvollziehbarkeit durch Fremde eine hohe Priorität haben, und da enthält das Gottesdienstbuch wenig Hilfen.

Ich möchte hier einen weiteren Hinweis einfügen, in welcher Hinsicht das Gottesdienstbuch hinderlich ist, den Gottesdienst für Fremde zu öffnen. Dem Gottesdienstbuch liegt als 3. Kriterium folgender Satz zugrunde: „Bewährte Texte aus der Tradition und neue Texte aus dem Gemeinde- leben der Gegenwart erhalten den gleichen Stellenwert.“ Das wird folgendermaßen begründet: „Im Gebrauch zeigt sich immer wieder, über welche Ausstrahlungskraft geprägte Texte aus der Tradition verfügen und wie eindrücklich sie wirken. Häufig vermitteln sie geistliche Erfahrungen und Weisheit, für die heute noch keine eigene Sprache gefunden ist.“ Hier wird der Sprache wieder mehr zugetraut, als sie leisten kann. Im Grunde haben hier die Texte aus der Tradition dieselbe Funktion, die in ntl. Zeit die Zungenrede hatte. Der Fremde wird damit nicht erreicht. Paulus schreibt in 1 .Kor. 14,19: „Ich will in der Gemeinde lieber

fünf Worte reden mit meinem Verstand, damit ich auch andere unterweise, als zehntausend Worte in Zungen.“

Ich habe übrigens nichts gegen Traditionen im Gottesdienst, nur halte ich sie für nicht missionarisch. Ein Beispiel: Die Gottesdienste der Allianz-Gebetswoche haben eine freie und für manche auch ungewohnte Form. Es gibt Besucher, denen käme kein laut gesprochenes freies Gebet über die Lippen. Und die nehmen sich dann die Freiheit, einen Psalm zu beten oder einen Liedvers. Auch dabei ist deutlich, dass es sich nicht um einen aufgesagten Text handelt, sondern um gegenwärtiges Gebet. Aber, wie gesagt, da sind Christen unter sich.

Die 7. Leitlinie – Besonderes planen, Grenzen überschreiten – ist wieder sehr wichtig. Jedoch erschöpfen sich außer ProChrist alle Vorschläge in Gottesdiensten an ungewohnten Orten – das ist kaum eine Grenzüberschreitung, wie sie uns nach Apg. 10 zugemutet sein könnte.

Im Übrigen findet sich die in dieser Leitlinie beklagte Milieuerengung auch in den Leitlinien selbst. Zwei Beispiele aus der 4. Leitlinie: Da soll einmal ausgerechnet das Gottesdienstbuch erhalten, um am einladenden Charakter der Gottesdienste zu arbeiten. Zum ändern wird empfohlen: „Von freikirchlichen Gemeinden kann man lernen, wie die Teilnehmer vor Beginn des Gottesdienstes einladend begrüßt werden.“ Warum weist auch dieser Rat nicht über das kirchliche Milieu hinaus? Wenn man eine Begrüßung schon lernen muss – warum nicht auf einer Geburtstagsfeier, einer Tupper-Party oder dem Meeting einer Selbsthilfegruppe?

Die Leitlinie 8 – Ökumenisch zusammenwirken – ist so, wie sie dasteht, in sich selbst widersprüchlich. Der Satz, es sei wichtig, konfessionelles Profil zu zeigen, steht im Gegensatz zur Gesamtaussage. Tatsächlich ist konfessionelles Profil für die Mission nur störend – siehe Ökumenischer Kirchentag. Auch der in der Leitlinie angeführte Slogan „Evangelisch aus gutem Grund“ ist zwar pfiffig, aber falsch. Ich bin überzeugt, dass ich aus gutem Grund Christ bin, aber evangelisch bin ich aus Gewohnheit.

Ich möchte aber betonen, dass der zur Leitlinie gehörende Leitsatz 8 für unser Thema sehr wichtig ist: „Wir suchen die Gemeinsamkeit mit anderen Kirchen und bauen auf das, was uns verbindet. Wir lernen von der weltweiten Ökumene, wie missionarisches Handeln wirksam werden kann.“ Wir sollten von diesem Leitsatz lernen, das Wort „Ökumene“ in einem übergreifenden Sinn zu gebrauchen, was in Reinickendorf bisher, soweit ich sehe, nicht geschieht. Hier gibt es mindestens zwei Ökumene-Begriffe, von denen der eine „Ökumene“ heißt und der andere „Allianz“, und beides wird ziemlich streng unterschieden. Wenn man von einer weltweiten Ökumene spricht, dann hat diese Unterscheidung keinen Sinn.

Wir sollten in Reinickendorf unsere ökumenischen Partner am Ort wirklich wahrnehmen und auch unsere Kontakte zur weltweiten Ökumene ausnutzen, z.B. zu unseren Partnern in Tshwane.

Leitlinie 9 – Die Öffentlichkeit ansprechen – beschreibt möglicherweise das Feld, auf dem uns für Reinickendorf die meisten Verbesserungsvorschläge einfallen. Hier geht es einmal darum, dass wir für die Öffentlichkeit eine Botschaft haben und sie in jedem uns zugänglichen Medium ausrichten, zum ändern aber darum, dass wir für die Öffentlichkeit auch erreichbar und ansprechbar sind. **Dass wir präsent sind, ohne dabei ansprechbar zu sein für Menschen, die uns brauchen, ist ein Skandal und das Gegenteil von Mission.** Ein nur leicht überspitztes Zitat: „Sie erreichen unser Büro jeden Dienstag nach Vollmond von 9 Uhr bis 10.30 Uhr.“ Und oft genug läuft das gleiche Band, wenn man dann zu der angegebenen Zeit anruft. Und als wenn das nicht alles schon schlimm genug wäre, wird dieser Zustand von den Verantwortlichen dann auch noch gerechtfertigt – das muss man doch verstehen – die bösen Sparmaßnahmen – der Service wird sowieso nicht in Anspruch genommen o.ä. Hier liegt m.E. auch die Ursache, warum unsere Werbeaktion verpufft ist. Sie hätte neben der Außenwirkung auch einen Motivationsschub für die Gemeinden bringen müssen. Aber den konnte die Werbeaktion nicht leisten. Wenn es in Leitlinie 2 darum ging, die Auskunfts-fähigkeit zu fördern, dann kann die beste Förderung nicht ausgleichen, was wir auf

dem Gebiet der Erreichbarkeit leichtfertig verschlappen lassen. Zugleich sehe ich eine große Chance, auf diesem Gebiet praktikable Verbesserungen zu erarbeiten.

Zur Öffentlichkeitsarbeit gehören auch die von der Kirche angebotenen so genannten Amtshandlungen. Hier zeigt sich, dass unsere Kirche kaum wagt, das in Leitlinie 7 angesprochene Risiko einzugehen, Grenzen zu überschreiten. Die Lebensordnung zieht diese Grenzen viel zu eng. Könnte es nicht in der Lebensordnung einen Satz geben wie den: „Eine Taufe - eine Trauung - eine Beerdigung - wird in der Regel für alle Menschen vollzogen, für die sie begehrt wird.“ Und wem das zu weit geht, dem würde ich bei der Taufe – aber nur bei der Taufe – zugestehen, dass weitere Bedingungen erfüllt sein müssen. (Kommentar meiner Frau: Mindestens ein geeigneter Pate, am besten ein katholischer.) Dass die Taufe – ausgerechnet die Taufe – in der Regel für alle Menschen vollzogen werden sollte, für die sie begehrt wurde, das stand einmal in der alten Berliner Taufordnung.

Zum Thema Amtshandlungen bleibt auch zu bemerken, dass sie unter anderem ja auch Dienstleistungen sind. Hier müssten wir dringend daran arbeiten, dass die Wünsche der „Kunden“ im Mittelpunkt stehen und nicht die begrenzten Möglichkeiten oder gar die Launen des Dienstleisters. Wir waren schon einmal daran, das am Thema Beerdigung durchzubuchstabieren, aber irgendwie wurde die Sache dann von anderen Fragen verdrängt. Mindestens ebenso dringend, wäre die Betrachtung des Dienstleistungsaspekts bei Trauungen.

**Zusammenfassung:** Ausgehend von einem verhältnismäßig engen Missionsbegriff habe ich verschiedene Felder abgeschritten, auf denen ich in Reinickendorf einen Handlungsbedarf sehe, aber zugleich auch Handlungsmöglichkeiten – etwa in der Öffnung unserer Gottesdienste, der Grenzüberschreitung, der Öffentlichkeitsarbeit, den Amtshandlungen.

Damit etwas geschieht, müsste das Thema Mission aber eine hohe Priorität bekommen, und andere Handlungsbereiche müssten dem Thema untergeordnet bleiben. Nur ein Beispiel: Ich denke, dass etwa das Instrument der Visitation verglichen mit dem Aufwand nur sehr bescheidene Ergebnisse liefert. Was könnte es bedeuten, wenn Gemeinden – vielleicht sogar ökumenisch – sich gegenseitig visitieren würden zum Austausch missionarischer Erfahrungen?

Auf jeden Fall sind neue Aktivitäten, aber vielleicht noch mehr eine neue Haltung gefragt. Wenn Mission eine Notwendigkeit für jede Kirche ist, dann sollten wir uns an die Arbeit machen.